Der
Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

1. Stück.

Den 17ten Januar 1807.

Erklärung des Kupfers.

Breslau um das Jahr 1500.

Die neue Zeit erinnert an die alte. Das vorliegende Kupfer liefert eine Abbildung unserer schon durch ihr Alterthum ehrwürdige Hauptstadt, wie sie ohngefähr um das Jahr 1500 war. Noch keine Wälle und Festungswerke umgeben hier diese schon seit langen Zeiten blühende Handelsstadt. Sie ist nur durch eine starke Mauer und durch viele daran befindliche Thürme befestigt. Die Ansicht derselben ist vor dem Schweidnitzer Thore aufgenommen und man erblickt hier noch den ehemaligen Rabenstein, eine gemauerte Erhöhung, auf welcher vormals die Delinquenten durchs Schwerdt hingerichtet wurden. Nebenbey sieht man die Gertrudenkapelle, bey der die Missethäter die letzten Sacramente empfingen. Die Thürme der Stadt haben noch ihre alte Gestalt. Der Elisabetthurm ist um ein beträchtliches höher, als

der Rathsthurm, weil Ersterer damals noch seine schöne Spitze hatte und Letzterer noch nicht so hoch war, als er jetzt ist. Auch die Maria Magdalenenthürme waren damals höher und mit längern Spitzen versehen. Unter den die Stadt umgebenden Thürmen zeigt sich auch derjenige, durch welchen die Stadt i. J. 1749 wegen des darin befindlichen Pulvers so vielen Schaden litt. Links dem Rabenstein liegt der noch vorhandne jetzt an den Festungswerken befindliche sogenannte Mäuseteich.

Welche Schicksale, welche Veränderungen hat Breslau seit dieser Zeit erfahren! Möge sie noch lange, als die Krone des ganzen Landes und die gute Mutter ihrer vielen Kinder blühen und gedeihen und bald die Leiden vergessen, die ihr ein unglückliches Verhängniß in dem Laufe des vorigen Monats verursachte. Die Hoffnung erheitre ihre Zukunft.

Zum Neujahr.

Eine uralte Fabel, — Niemand weiß, wo und von wem sie gedichtet wurde — giebt uns im Vogel Phönix das Bild unsrer selbst und der Natur. Er verbrannte sich, um lebendig und verjüngt aus der Asche hervorzugehn. So zerstört sich alles um uns her, um von Neuem zu werden, so geht der Engel des Todes und mordet, damit der Engel des Lebens Leben schaffen könne, und der Engel des Lebens geht und schafft Leben, damit der Engel des Todes zu würgen habe. Dies ist das große Gesetz der Natur und des Daseyns, und während nichts fest, nichts unver-

unvergänglich ist, will der Mensch diesem ewigen Gesetze widerstehen, will er Unvergänglichkeit für seine Hoffnungen verlangen, will er mit seinen luftigen Gedanken eine andre Welt erschaffen, und sie nach seinen Gesetzen leiten, will er für das, was ihm theuer ist, eine Ewigkeit haben, welche die Natur sich selbst versagte? Nein, Geschöpfe eines Tages beugen wir uns unter der Nothwendigkeit gewaltigen Scepter, und sehen selbst unter Trümmern der Zerstörung nichts als eine Wiederholung dessen, was jeden Augenblick seit der Stunde unserer Geburt sich zutrug. Jede Minute zerstört eine Freude, jede Stunde rafft eine Menschenglückseligkeit mit sich fort. Welche Menge von Hoffnungen und Wünschen, welche Masse wirklichen Glücks wird mit den dreyßig Millionen Menschen, welche in jedem, auch dem ruhigsten Jahre sterben, in die Erde gelegt, wer mag die Thränen zählen, die selbst dann fließen, wenn die allgemeine Stimme verkündet: das Land ist glücklich! Aber im rastlosen Schwunge des Zeitenrades bemerken wir die Veränderungen nicht, die jede Umwälzung der Erde hervorbringt, und wenn uns endlich der goldne Traum der Sicherheit einmal entweicht, dann klagen wir ungerecht die weltregierende Macht an, daß sie uns das treffen läßt, was uns spät oder früh treffen mußte, was seit Jahrtausenden Millionen betroffen hat — Verlust der Güter, der Freunde, und alles dessen, was dem Leben einen Werth giebt.

Darum werfe ich dir die Thränen nicht vor, die du schufst, verfloßnes — darum begrüße ich dich nicht, kommendes Jahr! Du tratst in die Schritte

deines Bruders, wie der Tod in die Schritte des Lebens, wie das Leben in die Schritte des Todes. Beyde sind gut, beyde dem Weisen willkommen. Durch das dunkle Gewebe der Nothwendigkeit, mit dem wir umzogen sind, sehen wir ja die Räume des unendlichen Himmels, und unvertilgbar redet es in unsrer tiefsten Brust: Durch das alles kommen wir dir näher, Land der Freyheit, das über den Sternen ist!

Breslausche Belagerungen.

Politik und Kriegsgeschichte bleiben wie immer fern von unsrer friedlichen Wochenschrift: aber wenn sie einige Erinnerungen der Vergangenheit auffrischt, so ist dies gewiß allen Lesern willkommen. In Zeiträumen, die sich einige Schritte vom abgemessenen Gange der Gewöhnlichkeit entfernen, ist es mehr als sonst Bedürfniß, das Andenken an unsre Väter zu erneuern.

An den frühern Belagerungen und Blokaden Breslaus von den Böhmen, Tartaren, Polen und Schweden gehen wir vorüber, und bleiben beym achtzehnten Jahrhundert stehen. Es war in der Mitte des Decembers 1740, als das Gerücht eines nahen preußischen Einfalls in Schlesien die Ruhegewohnten Bürger unsrer Stadt aus ihrer langen Sicherheit aufschreckte. Seit dem Abzuge der Schweden, also seit hundert Jahren, hatten sie keinen Feind gesehen. Ohngeachtet der Stadtgarnison war die Vertheidigung der Wälle dennoch größtentheils der

Bürger-

Bürgerschaft überlassen, die damals ohngefähr in dem Verhältniß zur Krone Böhmen, wie sonst eine kaiserliche freye Reichsstadt zu Kaiser und Reich stand. An der städtischen Verfassung war freylich mancherley zu tadeln, jedoch wollten selbst die Tadler sie nicht gern zu Grunde gehn sehn, und die Bewegung bey der Nachricht, daß fremde Truppen sich nahten, war natürlich um so allgemeiner und um so heftiger, je mehr der seit einem Jahrhundert der Waffen entwöhnte Bürger dadurch an seine Pflicht als Vertheidiger der Stadt erinnert wurde und je leichter sich voraussehen ließ, daß die bisherige Stadtverfassung mit dem Eintritt der Preußen zu Grabe gehen würde. Indeß blieben die Schrecken der Belagerung aus. Die Preußen umringten zwar am letzten Abende des Jahrs 1740 von allen Seiten die Stadt, kündigten sich aber nicht als Feinde an, sondern begonnen am folgenden Tage als am 1sten Januar 1741 eine Unterhandlung mit dem Magistrat, deren Folge ein Neutralitätsvertrag der Stadt mit den preußischen Truppen war. Der König wurde am 3ten Januar mit 20 Gensdarmes eingelassen, und Breslau behielt vor der Hand seine Garnison und bisherige Verfassung.

Erst am 10ten August 1741 bemächtigte sich der Fürst Leopold von Dessau der Stadt durch Ueberrumpelung, wobey jedoch kein Schuß fiel und kein Mensch getödtet wurde.

Seitdem blieb Breslau ruhig, bis nach der Schlacht, welche der Herzog von Bevern am 22sten November 1757 in der Nähe verlor, der damalige Kommandant, General von Lestwitz, sich genöthigt

sah,

sah, am 25sten November die Stadt ohne vorhergegangene Belagerung den österreichischen Truppen zu übergeben, welche dieselbe bis nach der Schlacht bey Leuthen behielten. Durch eine fürchterliche Belagerung vom 9ten December bis zum 21sten, wobey zwey Pulvermagazine in die Luft gesprengt wurden, erwarben sie die Preußen wieder, um sie im Laufe des siebenjährigen Kriegs nicht mehr zu verlieren. Denn so heftig auch das Bombardement war, womit der General Laudon am 1sten August 1760 den südlichen Theil bes Neumarktes einäscherte, so war doch der Entsatz so nahe, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

K r i e g.

Mitten unter den furchtbaren Tönen des Kriegs hat man bey dem Gedanken an die vergangnen Zeiten des Friedens ohngefähr die Empfindung eines Gefangenen, der aus einem Traume von grünenden Wiesen, weidenden Heerden, Morgenspatziergängen und Ehrenämtern aufwacht.

Kaum ein Viertheil von uns hat den Krieg vor den Thoren gesehen: die Mehrzahl der übrigen drei Viertheile dachte sich bei dem Ausdrucke: S e g n u n g e n d e s F r i e d e n s etwas sehr Gleichgültiges, vielleicht etwas Langweiliges, und machte sich bei dem Ausdrucke: e s w i r d K r i e g eine dunkle Vorstellung von allerlei interessanten Szenen, von vielen

len Neuigkeiten in der Hamburger Zeitung, fremden Gegenständen, merkwürdigen durchreisenden Personen etc.; die nothwendigen Uebel, welche der Krieg mit sich führt, traten in einen fernen Vorder- oder Hintergrund, und man dachte nicht sehr daran, da wir alle genug Stärke besitzen, um das Unglück anderer Leute zu ertragen.

Im siebenjährigen Kriege fiel ein Bauer auf seine Knie, streckte die Arme gen Himmel, und rief mit lauter herzlicher Stimme: Lieber Herr Gott, gieb uns nur Frieden! Mit dem Andern wollen wir wohl sehen, wie wir ohne dich zurecht kommen! Man lächelt über die Naivität des einfältigen Landmanns, und bedenkt nicht, daß der Mann aus vollem Herzen eine große Wahrheit hervorströmte, eine Wahrheit, die auf eine sechsjährige tägliche Erfahrung sich stützte, die er mit dem Verluste seines Vermögens, mit dem Tode zweier geliebten Söhne, mit dem siechen Körper seines Weibes hatte bezahlen müssen. Und dennoch, trotz diesem muthnehmenden Unglück, hoft dieser Mann voll Vertrauen auf sich und andere Menschen mit diesen Leiden ohne Gott wohl noch fertig zu werden, wenn Gott nur das Einzige thun und Frieden geben will. Diese paar Worte des Bauern enthalten die schönste und wahrste Apologie des Friedens.

So wie erst die Krankheit den Werth der Gesundheit schätzen lehrt, so der Krieg das Glück des Friedens. Schon in dieser Hinsicht ist er ein nothwendiges Uebel, das Menschengeschlecht würde in

todter Trägheit hinstarren, und das, was Seneca sagt: das höchste Unglück ist, niemals unglücklich gewesen zu seyn, läßt sich wenigstens theilweise auf einen Staat anwenden, den nie die Stürme des Kriegs aus einer Ruhe aufschreckten, die in ihrem Uebermaaß langsamer aber gewisser tödtet, als das Schwerdt der Feinde.

An Gott.

(Geschrieben zu Breslau den 18. December, während der Belagerung.)

Tief gebeugt im Staub zu Dir,
Flehn um bald'ge Rettung wir.
Sieh! des Krieges Furie
Streuet um uns Tod und Weh.

Rings von allen Seiten her
Glüht um uns ein Feuermeer;
Zu der Erde kaltem Schoos
Flieht der Arme rettungslos.

Manche Flur ist schon verheert,
Unsre Stadt ringsum zerstöhrt;
Manches Edlen Hütt' und Haus
Liegt in tiefem Schutt und Graus.

Tausend Hände falten sich,
Flehn zu Dir: erbarme Dich!
Selbst der Vögel Schaaren ziehn
Diesem Jammer zu entfliehn.

Furchtbar glänzt der grause Blitz,
Schrecklich töset das Geschütz;
Und des Donners Rollen kracht
Weit hinaus in stille Nacht.

Ach von tausend Seiten droht
Uns Gefahr und Schmerz und Tod.
Laß uns, die wir hoffend flehn,
Bald dein Angesicht uns sehn.

Send' uns, Gott! Allmächtiger!
Hülf' und Trost von oben her;
Nimm uns selbst in deine Huth,
Gieb uns Kraft und festen Muth!

Gr.

Lebensphilosophie.

Um die Menschen zu lieben, muß man wenig von ihnen erwarten; um ihre Fehler ohne Aerger zu sehen, muß man sich gewöhnen, sie ihnen zu verzeihen, muß man fühlen, daß die Nachsicht eine Gerechtigkeit ist, welche die Schwäche der Menschheit von der Weisheit fordern kann. Nichts ist mehr geeignet, uns nachsichtig zu machen, unsre Herzen dem Haß zu verschließen, und sie den Grundsätzen einer menschlichen und sanften Moral zu öffnen, als eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens: daher sind die verständigsten Menschen immer die nachsichtigsten.

Um sein Glück im gewöhnlichen Sinne zu machen, muß man ein mittelmäßiger Kopf seyn, oder wenn man es nicht ist, es scheinen. Jeder Mächtige will gelobt seyn, aber von allen Lobreden ist ohnstreitig keine schmeichelhafter, als das Nichts des Andern, welches ihm auf das klarste beweist, daß er selbst etwas Größers, etwas Ausgezeichneters ist. Mein Sohn, sagte Parmenio zum Philotas, mache

dich klein vor Alexandern, gieb ihm zuweilen das Vergnügen, dich zu tadeln, erinnre dich, daß du seine Freundschaft der niedrigern Stufe des Geistes verdanken wirst, die du unter ihm zu stehen scheinst. Noch einmal, der mittelmäßige Mensch ist derjenige, der allgemein geliebt wird, weil er die Eitelkeit keines andern beleidigte. Ein Hoffmann des Königs Emanuel von Portugall erhielt den Auftrag, eine Depesche auszufertigen. Der König schrieb eine über denselben Gegenstand, verglich hierauf die Depeschen, und fand, daß die des Hofmanns besser, als die seinige sey. Er sagte es ihm. Der Hösling antwortete nur mit einer tiefen Verbeugung, und entfernte sich, um sogleich von seinen besten Freunden Abschied zu nehmen. Ich habe am Hofe nichts mehr zu thun, sagte er, denn der König weiß, daß ich mehr Verstand habe, als er.

(Wird fortgesetzt.)

Miscellen.

Medicinische Frage an Alterthumsforscher.

Ohne Anatomie ist nach der Versicherung aller Aerzte die Medicin etwas höchst Unvollkommenes, nicht viel besser als Quacksalberei. Aber die Anatomie selbst ist sehr jung, noch vor ein paar Jahrhunderten hielt man alle anatomischen Versuche für Sünde: folglich gab es damals keine wahre Arzneikunde. Ich frage also, starben damals mehr Menschen, als jetzt? —

Wenn

Wenn ein König von Aethiopien zufällig ein Auge, oder einen Arm oder ein Bein verlor, so ließen sich nach der Erzählung Diodors, seine Lieblinge und die Vornehmsten seines Hofes sogleich eben den Theil des Körpers, der dem Könige fehlte, abschneiden oder ausreißen. Aber ob dann, wenn der König gut, gerecht, tugendhaft war, seine Lieblinge eben so wie er gut, gerecht und tugendhaft wurden, darüber findet sich nichts. — Als der brave Mann todt war, so trug dieser den Hut, der den Degen, so wie er; dieser ließ sich so frisiren, jener ging wie er, aber der redliche Mann, wie er, wollte keiner seyn.

Der König von Java gebraucht zu Gesandschaften nur Weiber, und wählt gewöhnlich Wittwen. Man ist in diesem Lande überzeugt, daß die Weiber, von Kindheit an gewöhnt sich zu verstellen und sich Zwang anzuthun, zu Unterhandlungen geschickter sind als die Männer, daß sie mehr Gewandheit und Erfindungskraft besitzen, daß sie sich angenehmer zu machen wissen, daß sie von Natur eine gewisse Autorität über die Männer, und beinahe alle Feinheit des Gefühls, Scharfsinn und sichren Blick haben, daß sie auf der Stelle den Character der Personen, mit denen sie zu thun haben, ergründen. Man könnte bei uns in Europa immer männliche Gesandten schicken, wenn man nur Weiber als Legations-Secretaire anstellte.

Ich lege eben ein Buch aus der Hand, worin bewiesen wird, daß für uns mit diesem Leben alles aus ist. Wenn man bedenkt, daß es auf der Erde

zu

zu allen Zeiten Millionen Menschen gegeben hat, welche vom Augenblick ihrer Geburt bis zu dem ihres Todes beinahe immer gelitten haben, so muß man glauben, daß solche Bücher blos für die Reichen, Mächtigen und für Diejenigen geschrieben worden, deren Tage in Freuden dahin fließen. Die Vergeltung nach dem Tode leugnen, heißt das Daseyn Gottes leugnen, weil er, wenn es einen giebt, nothwendig gut und gerecht seyn muß.

Es giebt nichts so Lächerliches und Abgeschmacktes, sagt Cicero, was die Menschen nicht erdacht, geschrieben und als etwas sehr Vernünftiges geglaubt haben. Um nicht die Unschicklichkeit zu begehen und sich vom Jupiter nackend sehen zu lassen, zogen bei den Römern, der Pontifex Maximus und andre Priester, nur in einem ganz finstern Gemach ein reines Unterkleid oder Hemde an. Welche Religion, wo man seine Handlungen vor dem ersten der Götter verbergen zu können glaubt! Gemach! Die öffentlichen Mädchen in Italien haben alle in ihrem Zimmer ein Bild der h. Jungfrau, welches sie jedesmal umkehren, wenn sie Geschäfte machen.

Die Todten in und ausserhalb der Stadt.

Die Todten ausserhalb der Stadt zu begraben, war schon bei den Römern gebräuchlich. Cicero erwähnt ein ausdrückliches Gesetz, daß kein Todter in der Stadt begraben oder verbrannt werden durfte. Gewöhnlich begrub man die Leichen an den Landstraßen,

ßen, damit die den Verstorbenen errichteten Denkmäler denselben einigermaßen zur Zierde dienen sollten. In der Folge, namentlich unter den Kaisern, verstattete man den Reichen gegen Darlegung einer gewissen Abgabe, die Todten in ihre Gärten und innerhalb ihrer Gebäude zu beerdigen. Die Gewohnheit unter den Christen, die Leichname auf besondre Kirchhöfe zu begraben, schreibt sich aus den ersten Jahrhunderten her. Man hielt es nämlich für unrecht, die Gebeine der Christen mit den Gebeinen der Heiden auf einem und demselben Platze in Gemeinschaft zu bringen, und begrub daher dieselben auf besondre Plätze, die man im Stillen dazu einweihte. Nach Einführung des Christenthums und der Erbauung vieler Kirchen entstand die Gewohnheit, die Todten nahe an dieselben zu beerdigen. Man führte dadurch den Kirchen allerlei Vortheile herbei und gab vor, daß es auch den Verstorbenen zur größern Ehre gereiche, nahe an den Heiligthümern des Herrn begraben zu werden. Papst Gregor der Große ertheilte zum erstenmal die Erlaubniß, die Todten sogar innerhalb der Kirchen beizusetzen, doch unter der Bedingung, wenn die Anverwandten desselben oder der Verstorbene selbst, etwas Ansehnliches zum Besten der Kirche legire. Von dieser Zeit an, wurden die gottesdienstlichen Gebäude der Sammelplatz aller Leichen der Vornehmen. Karl der Große schränkte dies wieder etwas ein, und erlaubte bloß den Geistlichen und andern verdienstvollen Männern die Ruhestätte in den Kirchen. In der Folge vergaß man wieder diese Einschränkung, und so ist es zu erklären, daß die Kirchen zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wahre

Todtengrüfte waren. In der Mitte desselben wurden erst die Kirchhöfe auserhalb der Stadt gebräuchlich, da man einsah, daß der stinkende Todtengeruch den Lebendigen nachtheilig sey. Nur in den äußersten Nothfällen wird jetzt die Beerdigung in den Städten verstattet.

Johann Aurifaber.

Dieser Mann ist seiner seltnen Schicksale wegen merkwürdig. Er hatte das Unglück, an mehrere Orte berufen, mit Freuden aufgenommen, zuletzt verfolgt und vertrieben zu werden. In vieler Rücksicht gehört er zu den merkwürdigsten Breslauern.

Sein Vater hieß eigentlich Goldschmidt. Nach der Sitte der damaligen Zeit änderte aber in der Folge der Sohn den deutschen Namen in den lateinischen. Er ward zu Breslau den 30sten Januar in demselben Jahre gebohren, als zu Wittenberg die Reformation ihren Anfang nahm. Seine Aeltern waren bald zu Luthers Grundsätzen übergetreten: daher er denn schon von Jugend an ein feuriger Lutheraner war. Er studirte unter Winklers Rectorat zu Elisabet und genoß Moibanus Unterricht, der ihn vorzüglich liebte. Im Jahre 1536 begab er sich nach Wittenberg und studirte hier die theologischen Wissenschaften unter Luthers, Bugenhagens und Melanchthons Aufsicht. Schon im 21. Jahre seines Lebens erhielt er die Magisterwürde und die Erlaubniß, philosophische Collegia zu Wittenberg zu lesen. Als i. J. 1546 der Schmalkaldische Krieg in Sachsen seinen Anfang nahm, und Karl V. 1547 auf Wittenberg los zog, flohen die meisten Professoren aus Witten-

tenberg und begaben sich nach Jena. Aurifaber gehörte zu diesen, kehrte aber schon das folgende Jahr wieder nach Wittenberg zurück und erhielt hier die Stelle eines Diaconi an der Schloßkirche. Von Wittenberg erhielt er einen Ruf nach Rostock; von Rostock nach Lübeck; in Lübeck blieb er ebenfalls nicht, sondern kehrte nochmals nach Rostock zurück. Er hatte einen Bruder zu Königsberg, der Osianders Schwiegersohn war. Durch diesen ward er zu einem Gutachten über die damals in Königsberg berüchtigten Osiandrischen Streitigkeiten aufgefordert. Sein Gutachten gefiel dem großen Albrecht, Herzog von Preußen, dem es bekannt wurde und der sich aus politischen Gründen in diese theologischen Streitigkeiten mischte, so gut, daß er ihm die zweyte Professur der Theologie anvertraute und zum Präsidenten des Samländischen Bisthums ernannte. Dies geschah 1554. Da aber diese Wahl und Bestattung ohne Wissen der Landstände geschehen war, so protestirten diese wider ihn. Man gab ihm deshalb Osianders Ketzerey Schuld und kränkte ihn auf mancherley Weise. Der Herzog wollte ihn diesen Neckereyen entziehen und übergab ihm statt des Samländischen Bisthums das Pomesanische und wies ihm seinen Sitz in Marienwerder an. Aber auch hier war er nicht ganz ruhig. Als man ihn daher um diese Zeit nach Breslau als Pastor nach St. Elisabet vocirte, nahm er diesen Ruf mit Freuden an und hielt hier den 11. Mai 1567 seine Antrittspredigt. Er predigte oft und hielt zugleich Vorlesungen den Gymnasiasten zu St. Elisabet, starb aber schon ein Jahr darauf, d. 19. Octob. 1568. Er war der

Erste,

erste, der gegen den Exorcismus sich auflehnte und ihn auch zu Breslau abschaffte, weshalb man ihn aber der Ketzereyen beschuldigte. Aurifaber war ein sehr gelehrter Mann, besonders Linguist und Mathematiker. Philipp Melanchthon, sein Lehrer und Freund, hat seinen letzten Brief an ihn geschrieben. Seine Gattin war eine Tochter des berühmten Johann Heß.

Charade.

(Zweysilbig.)

Wer das erste angreift, besudelt sich, wer das zweite trägt, oder tragen kann, ist Held oder Dichter. Auch Jungfrauen tragen es, aber gewöhnlich nur bei der Gelegenheit, die ihnen auf immer das Recht raubt, es zu tragen. Wehe dir, wenn das Ganze dir in deine Wohnung geworfen wird!

Zur Nachricht.

In den nächsten Stücken werden die Ansichten der theils nun in Asche liegenden, theils jetzt ganz verheerten Kirchen in den Vorstädten Breslau's, wie auch einzele Ruinen dieser durch den gegenwärtigen Krieg verunglückten Gebäude geliefert werden, um diesem vaterländischen Blatte desto mehr Interesse und uns und unsern Kindern eine Gelegenheit zu geben, sich bey der Ansicht derselben der großen Leiden zu erinnern, die die Bewohner dieser Stadt in den Tagen des verflossenen Decembers ertrugen.

Dieser Erzähler wird alle Sonnabend in der Buchhandlung bey Carl Friedrich Barth jun. in Breslau ausgegeben, und ist außerdem auch auf allen Königl. Postämtern zu haben.

L.



Breslau am Anfange des 15.ten Jahrhundert